



# Die Mächtegegn-Weltverweigerer

*Die USA sind durch ihre Grösse und ihre Macht zur internationalen Politik verdammt. Daran wird sich auch unter Donald Trump nichts ändern.*

*Gastkommentar von Stephan Bierling*

Eines ist Donald Trump sicher nicht: originell. Fast alle seine Ideen und Slogans sind geklaut. Das Ende des Freihandels forderte ein anderer bizarrer Milliardär, der unabhängige Präsidentschaftskandidat Ross Perot, bereits 1992. Mit «Make America great again» zog schon Ronald Reagan 1980 in den Wahlkampf. Und der Isolationisten-Schlachtruf «America first» hatte im Ozeanüberflieger und Nazi-freund Charles Lindbergh Anfang der vierziger Jahre einen frühen weltberühmten Protagonisten.

Tatsächlich ist der Isolationismus in der DNA der USA verwurzelt. Dasselbe gilt für den Internationalismus. Schon der erste Präsident, George Washington, mahnte 1796 in seiner Abschiedsansprache nach zwei Amtszeiten, dass sich das Land auf keinen Fall in die Händel der Europäer hineinziehen lassen und deshalb keine dauerhaften Allianzen eingehen dürfe. Gleichzeitig, fuhr der Gründervater fort, liege die Ausweitung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen im Interesse der jungen Republik.

## Zwei Seelen in der Brust

Thomas Jefferson, sein Nachfolger, war in dieser Frage ebenfalls gespalten, als er in seiner Inaugurationsrede 1801 mahnte: «Frieden, Handel und ehrliche Freundschaft mit allen Nationen – verwickelte Bündnisse («entangling alliances») mit keiner.» Zwanzig Jahre später rief der Außenminister und spätere Präsident John Quincy Adams seine Landsleute auf, die Freiheitsbewegungen in Lateinamerika zwar moralisch zu unterstützen, nicht aber militärisch. Amerika, so Adams, «geht nicht ins Ausland auf der Suche nach Monstern, die es zu vernichten gilt».

Das alles spiegelte freilich nur die Realität: Die junge Demokratie war schwach, hatte nur mit Mühe die Kriege für ihre Unabhängigkeit und einen weiteren, von 1812 bis 1814, gegen die Briten gewonnen und konzentrierte ihre Energie darauf, das Staatsgebiet nach Westen auszudehnen. Ende des 19. Jahrhunderts kam die Frage «Isolationismus oder Internationalismus?» mit ganzer Kraft zurück. Die kontinentale Expansion war abgeschlossen, die USA waren 1870 zur stärksten Wirtschaft des Planeten aufgestiegen und nach dem Krieg mit Spanien 1898, als sie unter anderem die Philippinen übernahmen, zur Kolonialmacht geworden.

Präsident Woodrow Wilson (1913–1921) verkörperte die zwei Seelen, die in Amerikas Brust wohnten. Angesichts des in Europa tobenden Ersten Weltkriegs führte er seine Wiederwahlkampagne 1916 mit dem Slogan «He kept us out of war» und versprach eine Fortsetzung der Neutralitätspolitik.

Erst der unbegrenzte deutsche U-Boot-Krieg und das Zimmermann-Telegramm, in dem Berlin Mexiko eine Allianz gegen die USA vorschlug, änderten das. Im April 1917 stürzte sich Wilson mit dem Motto «the war to end all wars» in den Krieg und entschied ihn mit frischen Truppen rasch zugunsten der Westmächte. Doch sein Wunsch, die Nachkriegswelt im Versailler Vertrag neu zu ord-

nen, scheiterte an rachedurstigen Alliierten, Widerständen im Kongress und der eigenen, nach einem Schlaganfall immer unflexibleren Haltung.

Ihre isolationistischste Phase sahen die USA im Jahrzehnt vor dem Zweiten Weltkrieg. Nachdem sie sich in den 1920er Jahren diplomatisch und wirtschaftlich noch global engagiert hatten, liess sie die Grosse Depression, die schwerste Wirtschaftskrise der amerikanischen Geschichte, sich völlig nach innen wenden. Präsident Franklin Delano Roosevelt (1933–1945) verwendete seine gesamte Kraft darauf, die Massenverelendung durch Arbeitsbeschaffungs- und Sozialprogramme zu bekämpfen.

Die brutale Expansionspolitik Japans, Italiens und Deutschlands blendete Washington zunächst aus. Auch der überwiegende Teil der Bevölkerung war nicht bereit, sich international stärker zu engagieren. Die 116 000 Opfer im Ersten Weltkrieg nahmen viele als Mahnung, sich nicht erneut in innereuropäische Konflikte hineinziehen zu lassen. Einflussreiche Frauenverbände forderten eine pazifistische Politik. In vier Neutralitätsgesetzen verpflichtete der Kongress die USA 1935, 1936, 1937 und 1939 darauf, sich aus einem europäischen Konflikt herauszuhalten.

Eine Gruppe machte sich besonders stark für den Isolationismus. Ab 1933 trommelten die Freunde des Neuen Deutschland unter Führung

des eingewanderten NSDAP-Mitglieds Heinz Spanknödel für eine antisemitische, Hitler-freundliche, nichtinterventionistische Politik. Die Behörden deportierten ihn im Oktober 1933, weil er sich nicht als Vertreter ausländischer Interessen hatte registrieren lassen.

## Selbst Berlin zu radikal

Als Nachfolgeorganisation gründete sich 1936 der German-American Bund. Unter dem in Deutschland geborenen, aber eingebürgerten Fritz Julius Kuhn wuchs die Mitgliederzahl auf mehrere zehntausend an. Sie traten in Naziuniformen so radikal und aggressiv auf, dass sich Berlin von ihnen distanzierte. Dort war man bemüht, die USA nicht gegen sich aufzubringen, und verbot 1938 «Reichsdeutschen» die Mitgliedschaft im Bund und in der Organisation den Gebrauch von Nazisymbolen.

Ihren Höhepunkt erreichten die Aktivitäten des Bunds im Februar 1939 mit einer Versammlung in New Yorks Madison Square Garden. 20 000 Anhänger jubelten dem für Propaganda zuständigen Gerhard Wilhelm Kunze zu, als er Roosevelt als «Rosenfeld» und dessen New Deal als «Jew Deal» verunglimpfte. Im Anschluss trafen sich Vertreter des Bunds sogar mit zwei nazifreundlichen Kongressmitgliedern. Doch der Spuk war bald zu Ende. Der Bund-Führer Kuhn wurde wegen Steuerhinterziehung und Veruntreuung angeklagt und Ende des Jahres zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Ohne ihn verschwand die Organisation bald in der Bedeutungslosigkeit.

Während Roosevelt ab Kriegsbeginn Grossbritannien immer offener in seiner Abwehrschlacht gegen Hitler unterstützte, blieben die Isolationisten stark. Zur Bastion des Widerstands gegen eine amerikanische Kriegsbeteiligung entwickelte sich das America First Committee (AFC). Gegründet im September 1940 von einem Jurastudenten der Yale University, hatte es auf seinem Höhepunkt 800 000 Mitglieder in 450 Ortsvereinigungen. Bekanntestes Gesicht des AFC war zunächst der Auto-Magnat Henry Ford, ein notorischer Antisemit und Naziversteher. Bald überflügelte ihn freilich Charles Lindbergh, der Ozeanüberflieger und Medien-Darling. Wie Ford sympathisierte er mit braunem Gedankengut.

Die meisten AFC-Mitglieder waren Patrioten, unter ihnen Republikaner und Demokraten, Studenten und Arbeiter. Selbst der spätere Präsident Gerald Ford und der künftige Supreme-Court-Richter Potter Stewart zählten anfangs dazu, darüber hinaus Senatoren aus beiden Parteien. Den Antisemitismus konnte die Organisation nie ganz abschütteln. Seinen regionalen Schwerpunkt hatte das AFC im Mittleren Westen, insbesondere in und um Chicago. Zwei Drittel der Mitglieder lebten in einem 500-Kilometer-Radius um die Windy City, wo viele Bewohner irische oder deutsche Wurzeln hatten. Im Süden des Landes hingegen, wo englischstämmige Bürger dominierten, gab es kaum Sympathien für das AFC.

Wichtigstes Ziel der America Firsters war es, die USA aus dem Krieg in Europa herauszuhalten, nur so sei die Demokratie im Land zu sichern. Stattdessen sollte das Land seine eigene Verteidigungsfähigkeit stärken. Konsequenterweise bekämpfte das AFC Roosevelts Lend-Lease-Gesetz, das Rüstungslieferungen an das überfallene Grossbritannien erlaubte. Trotz allem Widerstand der Organisation verabschiedete der Kongress das Gesetz im Februar 1941, kurz danach wurde es um China und die Sowjetunion erweitert. Umfragen ergaben, dass nur 22 Prozent der Amerikaner eine solche Unterstützung kategorisch ablehnten. Damit hatten die Isolationisten den Kampf um Amerikas Seele verloren.

Als Japan am 7. Dezember 1941 Pearl Harbor überfiel und Hitler wenig später den USA den Krieg erklärte, zerbröselte die antiinterventionistische Bewegung. Am 11. Dezember löste sich das AFC auf. In einer Erklärung schrieb es: «Wir befinden uns im Krieg. Auch wenn es heute viele wichtige Nebenaspekte gibt, ist das Hauptziel nicht schwer zu benennen. Es lässt sich vollständig mit einem Wort definieren: Sieg.»

## Geschützt durch das Meer

Damit begann die internationalste Ära der Nation. Erst mit dem Triumph im Kalten Krieg Ende der achtziger Jahre erhielten die Isolationisten wieder Aufschwung. Im Gegensatz zu allen anderen grossen Mächten haben die USA nämlich einen gigantischen Vorteil: ihre Lage. Geschützt durch zwei Ozeane und mit nur zwei angenehm schwachen Nachbarn im Norden und im Süden können sie sich aussuchen, ob und, wenn ja, in welchen Regionen der Erde sie sich aussenpolitisch engagieren. Das erlaubt dem Land immer wieder isolationistische Zuckungen. So gewann seit 1992 mit Ausnahme Joe Bidens 2020 stets der Kandidat die Präsidentschaftswahl, der weniger globales Engagement versprach. Einmal im Amt, konnte aber keiner den Anforderungen, die an eine Weltmacht gestellt werden, entfliehen, und jeder führte eine aktivere Aussenpolitik als zugesagt.

Auch Trump befindet sich in diesem Dilemma, wie seine Iran-Politik gerade demonstriert. Einerseits steht er bei seiner Maga-Basis im Wort, keine endlosen Kriege mehr zu führen und sich allein der Innenpolitik zu widmen. Andererseits kann sich Trump, der revolutionärste Präsident und grösste Tabubrecher der amerikanischen Geschichte, der weltweiten Verantwortung einer Supermacht – und der Verlockung internationalen Ruhms – nicht entziehen.

Die Folge: Wie Wilson verspricht er den interventionsskeptischen Amerikanern, der Krieg gegen Teheran sei «ein Krieg, um alle Kriege zu beenden». Vielleicht ist Trump aussenpolitisch doch traditioneller, als oft angenommen wird.

Stephan Bierling lehrt internationale Politik und transatlantische Beziehungen an der Universität Regensburg.

**Vielleicht ist Donald Trump aussenpolitisch doch traditioneller, als oft angenommen wird.**